

Buchhandlungen gibt es hier nicht mehr

Kaum irgendwo ist das Leben als Schriftsteller so gefährlich wie in Afghanistan. Selbst nach dem Tod finden die Autoren keine Ruhe. Reise durch eine verschüttete Literaturszene am Hindukusch.

Von Michal Hvorecký

In einem dunklen Zimmer ihres Hauses hat Diana Sageb den Beamer eingeschaltet. Noch während sie in einem Sessel Platz nimmt, legt sie ihr Kopftuch ab. Sie hasst es, doch ihr ganzes Leben lang hat stets irgendwer von ihr verlangt, es zu tragen. Die Kabulerin, Jahrgang 1981, die in Iran zweimal zur Schauspielerin des Jahres gewählt wurde, leitet seit ihrer Rückkehr in die Heimat einen halblegalen Filmklub. Im iranischen Exil hat sie viele Jahre gelebt und an der Universität in Teheran als erste Afghanin überhaupt ein Filmregie-Studium absolviert. Die Kämpfe um Kabul in den neunziger Jahren erlebte sie in ihrer Heimatstadt, wo sie acht Monate lang mit ihren Eltern im Keller versteckt lebte.

Zwölf junge Leute sind an diesem Tag zusammengekommen, um sich Dianas Dokumentarfilm über vier Kandidatinnen bei den Parlamentswahlen anzusehen. Der dynamisch geschnittene Film erzählt von der schwierigen Entwicklung der afghanischen Zivilgesellschaft nach dreißig Kriegsjahren. Anschließend zeigt uns Diana ihre Bücher- und DVD-Sammlung. Beides kauft sie mehrmals im Jahr in Teheran ein.

Iran kennt sie tatsächlich sogar besser als ihre Heimat Afghanistan. Die Iraner seien offener und intellektueller, erzählt sie, nicht aber die Regierung. Anders als Iran stecke Afghanistan noch tief in der Vergangenheit. „Ein Drittel der Menschen hier sind Analphabeten“, sagt Diana, „vor allem die Frauen haben meistens keine Ausbildung, weil sie nicht studieren dürfen. Die afghanischen Frauen wissen gar nicht, dass sie Rechte haben.“

Ich blättere in Dianas schön gebundenen Ausgaben: Kafka, Márquez, Dostojewski und Tolstoj auf Farsi. Noch vor zehn Jahren hätte man mich dafür, wenn mich die Taliban erwischte hätten, aufhängen können.

Als sein Buch fertig war, habe er Angst bekommen, erzählt ein Autor. „Was, wenn die Taliban es lesen? Das wäre mein Ende!“

Zwei Dokumentarfilme hat Diana Sageb gedreht, und gerade bereitet sie ihr Spielfilmdebüt vor. „Die Geschichte der afghanischen Kinematographie ist kurz und ärmlich, aber einiges hat man erreicht. Der bedeutendste Film der letzten Jahre ist zweifellos „Osama“ von Siddiq Barmak“, erzählt Diana. Sie hält es für ein kleines Wunder, dass so ein eindrucksvolles Drama unter solch schwierigen Bedingungen überhaupt entstehen konnte. „Osama“ ist kein Thriller über den meistgesuchten Terroristen der Welt, sondern die Geschichte eines Mädchens, das von Mutter und Großmutter in einem Knaben verwandelt wird, so dass es in dem von den Taliban gewalttätig regierten Land überleben und arbeiten kann. Diana bewundert Filmemacher wie Krzysztof Kieslowski, Miklós Jancsó oder Wong Kar-Wai. Um auch eine breitere Öffentlichkeit über gute Filme informieren zu



Kafka zu lesen in Kabul ist ein gefährlicher Zeitvertreib, auch wenn viele Taliban Analphabeten sind. Neuere Literatur erreicht das Land fast nur über Umwege. Foto Anthony Shadid

können, hat sie mit Freunden eine Zeitschrift gegründet. Einer der Redakteure ist der junge Schriftsteller Taqi Akhlaqi. Soeben hat er sein Debüt, den Erzählband „Beesat“, mit einer Erstauflage von tausend Exemplaren herausgebracht. In seinen Texten spielt er mit dem Gedanken, was im Propheten wohl vorgegangen wäre, hätte er das heutige Afghanistan zu Gesicht bekommen.

„Erst habe ich mich nur gefreut, dass das Buch fertig ist; als die Kurzgeschichten dann in Zeitungen und im Radio besprochen wurden, bekam ich es mit der Angst zu tun“, erzählt der Autor. „Was, wenn die Taliban sie lesen würden? Das wäre mein Ende!“ Zu seinem Glück stellte er dann fest, dass die meisten von ihnen Analphabeten sind. Wie viele junge Afghanen verbringt er viel Zeit im Internet bei Facebook und anderen sozialen Netzwerken. Außer auf Dari bloggt er auf Englisch, um international Kontakte zu knüpfen. Die NGOs kümmern sich zwar um alle möglichen Bereiche, meint er, doch die junge afghanische Literatur sei allen egal: „Der Buchmarkt in Afghanistan ist tot, Buchhandlungen gibt es keine mehr.“ Deshalb will er so bald wie möglich Prosa auf Englisch schreiben und besucht Englischkurse. „Auf Dari zu schreiben heißt, keine Zukunft zu haben.“

Akhlaqis großes Vorbild ist Khaled Hosseini, der in Kalifornien lebende Autor von „Drachenläufer“, dem bekanntesten afghanischen Buch des Jahrzehnts. Der Roman über die Freundschaft zweier Knaben, das vorzeitige Ende ihrer Kindheit nach der sowjetischen Militärökupation und das Schicksal der Kabuler Intelligenz in der amerikanischen Emigration wurde auch verfilmt. In Afghanistan sind das Buch und der Film verboten, weil sie den Zensoren zufolge die ethnischen Auseinandersetzungen anstacheln könnten.

Sein Talent für umfangreiche Epik zeigt Hosseini auch in seinem zweiten Roman „Tausend strahlende Sonnen“.

Akhlaqi bewundert auch Atiq Rahimi, den anderen berühmten afghanischen Autor, der ebenfalls im Exil lebt. Den Roman „Stein der Geduld“ hat Rahimi auf Französisch geschrieben. „Irgendwo in Afghanistan oder anderswo“ ist der Monolog einer Frau am Bett eines verletzten Mudschahed während des Bürgerkriegs. Die fragmentarische Form des Kammerspiels kombiniert lyrische und brutale Passagen miteinander. Für das Buch wurde Rahimi 2008 als erster Afghane überhaupt mit dem Prix Goncourt geehrt.

Auch Taqi Akhlaqi kauft sich die Werke der zeitgenössischen Literatur in Iran, wo Jahr für Jahr vierzigtausend Bücher gedruckt werden, ein Viertel davon sind literarische Übersetzungen aus anderen Sprachen. Auf der diesjährigen Buchmesse in Teheran haben sich eintausendneunhundert Verlage präsentiert, und es wurden fünf Millionen Besucher gezählt. Ein Grund dafür ist die Chance, fremdsprachige Bücher zu kaufen, die es wegen der Zensur nicht in den Buchhandel schaffen. Während Europa altert, sind Afghanistan und Iran Länder, in denen zwei Drittel der Bevölkerung jünger als fünfundzwanzig sind. Eine junge Gesellschaft trifft sich auch im Balkh Culture Café in Mazar-i-Sharif. Trotz des Namens handelt es sich nicht um ein Kaffeehaus, sondern um ein Atelier für zeitgenössische Kunst und einen Diskussionsklub. Die Miete für die zwei kleinen Häuser mit dem grünen Garten zahlt der Internationale PEN-Club. Wie an jedem Donnerstag haben sich auch heute die Literaten aus der Metropole des Nordens und der Umgebung an den runden Tisch gesetzt. Der einzige ältere Mann im Raum, der Dichter und Essayist Afif Bakhtari, hat in der Sowjetzeit

mehrere Monate im Gefängnis gesessen, zweimal musste er zum Militär, und mit jedem seiner fünf Gedichtbände hat er Probleme bekommen. „Als die Russen hier regierten, da hat es schon genügt, dass ein Autorenkollege von mir statt: ‚Es weht uns die rote Flagge‘ dichtete. ‚Es weht uns die grüne Flagge‘, und prompt kam er in den Knast.“ Trotz all der Probleme ist er froh, dass die Amerikaner vor fast zehn Jahren die Zensur aufgehoben haben. Aber immer noch passierten die schrecklichsten Sachen, weiß Afif Bakhtari. So wurde vor zwei Jahren ein Freund von ihm, der junge Journalist Pervez Kambaksh, zum Tode verurteilt, weil er einen angeblich antiislamischen Text aus dem Netz heruntergeladen hatte. Beinahe wäre er hingerichtet worden, erst im letzten Moment amnestierte ihn der Präsident, und der Journalist musste aus dem Land fliehen. „Um hier zu überleben und

Um zu überleben und nicht verrückt zu werden, lese er immer wieder Kafka, sagt einer. Was dieser Autor beschreibe, sei in Afghanistan Wirklichkeit.

nicht verrückt zu werden, lese ich immer wieder Franz Kafka – die absurden und furchtbaren phantastischen Welten, die er literarisch geschaffen hat“, sagt Afif Bakhtari. „Das ist in Afghanistan die Wirklichkeit.“

Den Ausführungen Bakhtaris haben auch der preisgekrönte Prosaautor Ali Musawi und der Star der Gruppe, der 23 Jahre alte Dichter Ibrahim Amini, gelauscht. Nach zwei Gedichtbänden ist Amini An-

fang des Jahres der Durchbruch gelungen, er hat den Wettbewerb der persischen Dichter gewonnen. Neun Juroren aus Afghanistan, Iran und Tadschikistan haben über zwei Monate hundert Teilnehmer beurteilt. Der Wettkampf kulminierte in drei langen Nächten im Hotel Interconti in Kabul. Die Finalisten haben anschließend am Grabmal des bekanntesten Mudschahedin-Kämpfers Ahmed Schah Massud aus ihren Werken gelesen. Nach seinen dichterischen Einflüssen gefragt, erzählt Ibrahim Amini von Jessenin, Aitmatow und Bertolt Brecht. Keiner der Autoren hier kann von seinem literarischen Schaffen leben. Alle schreiben für Zeitungen, moderieren beim Rundfunk oder dolmetschen für ausländische Organisationen.

Sada Sultani zählt zu den bekanntesten Dichterinnen ihrer Generation. Ihr Debüt hat sich viertausendmal verkauft. Die junge Frau ist stolz auf die lange Tradition persischer Dichtkunst und will nur noch Lyrik schreiben. Doch sie müsse vorsichtig sein, sagt sie, weil es afghanischen Männern nicht passe, wenn eine Frau schreibe. Die Dichterin Nadia Anjuman wurde 2005 in Herat von ihrem Ehemann zu Tode geprügelt, nachdem er ihr Buch gelesen hatte. Sie war erst fünfundzwanzig Jahre und Mutter einer sechsmonatigen Tochter.

Nur an wenigen Orten der Welt ist das Schreiben so gefährlich wie in Afghanistan. Nicht einmal nach dem Tod finden die Autoren Ruhe. Vor einem Jahr haben die Taliban den Schrein am Grab des mystischen Volksdichters der Paschtunen Rahman Baba schwer beschädigt. Und durch das Lärmen des Kriegs sind die Stimmen der jungen afghanischen Literaten nicht zu hören.

Aus dem Slowakischen von **Mirko Kraetsch**. Der slowakische Schriftsteller **Michal Hvorecký**, Jahrgang 1976, veröffentlichte auf Deutsch zuletzt den Roman „Eskorta“.

KUNST IN KÜRZE

Ferrara: Chardins Stilleben

Traumgewächs

Stilleben können sehr vernehmlich sein. Sie erzählen von der Würde der Dinge, von der Pracht einfacher Materialien und von deren Vergänglichkeit. Jean Baptist Siméon Chardin hat solche Stilleben gemalt, ein fleißiges Leben lang, das nahezu das gesamte Ancien Régime umfasste. Als dieser Handwerkerkünstler, Sohn eines Billardherstellers, 1779 hochbetagt in seiner Wohnung im Louvre starb, wurden seine Gemälde und sogar seine späten Pastelle mit Gold aufgewogen. Denn er hatte es verstanden, sogar für den verschwenderischen Adel die unsichtbare Kostbarkeit der Welt sichtbar zu machen. Die rund sechzig Chardins im Palazzo dei Diamanti von Ferrara bedeuten ein Fest: Raffinierte natures mortes von einer Pyramide Walderdbeeren, deren rote Textur sich faulig öffnet; Jagdbilder mit dem dichten, blauseidigen Pelz toter Hasen; eine irdene Delfter Vase mit ziselierten Nelkenblüten; oder die Sitzenbilder französischer Bürgerskinder beim Pusten von Seifenblasen, die unter Chardins Blick wie fragile Gewächshäuser für Träume wirken. Einzig moralisierende Bilder wie betende Domestiken oder „Der Affe als Maler“ stören die heilige Stille. Die Werke kommen vorrangig aus dem Louvre – Pierre Rosenberg ist der Kurator –, aber auch aus Nordamerika, Karlsruhe und überraschend vielen Privatsammlungen. An Chardin haben sich beim Loben und Staunen geniale Schriftsteller wie Diderot und Proust die Zähne ausgebissen. Seine Stilleben, die so viel erzählen, bleiben angesichts der Worte erfreulich hermetisch. Erzählt er von bedrohter Idylle? Sind es Gebete im Geist des herben Jansenismus? Oder sind es Traktate über Licht und Spiegelung? Weil wir das nie genau herausbekommen werden, bezaubert uns das Rätsel von Chardins Kunst stets aufs Neue. (Bis zum 30. Januar.) dsch

Basel: Kunstzerstörung

Birnenbombe

Vor fünfzig Jahren inszenierte Jean Tinguely seine sich selbst zerstörende Maschine „Homage to New York“. An diese spektakuläre Aktion, gewidmet der „Stadt-Maschine“ New York in den Zeiten atomarer Bedrohung und des Kalten Kriegs, erinnert die Ausstellung „Under Destruction“ im Museum Tinguely in Basel mit zeitgenössischen Arbeiten zum Thema Kunstzerstörung: Vanitasbilder sind zu sehen, Reflexionen über Vergeblichkeit, Humorvolles, Erschreckendes und Absurdes. So werden Besucher zu Tatern, wenn sie die Schau, deren Boden von Monica Bonvicini mit Rigips und Styropor ausgelegt wurde, mit ihren Füßen betreten und nach und nach zerbröckeln. Pavel Büchlers nimmt Flohmarkt-Gemälde aus den Rahmen, wäscht sie in der Waschmaschine, bügelt sie und zeigt sie als neue abstrakte „Modern Paintings“. Eine beeindruckende Fotoserie zeigt, wie Ariel Orozco auf ein weißes Blatt das Porträt eines Radiergummis zeichnet, es wieder ausradelt und dies so oft wiederholt, bis Radiergummi samt Abbild verschwunden sind. In Christian Marclays Film „Guitar Drag“ wird eine an einen Jeep gehängte Gitarre über Stock und Stein gezogen – eine grausige Assoziation an die Lynchjustiz in den amerikanischen Südstaaten. Schmerzlos ist die berühmte, als Video gezeigte Installation „St. Frigo“, bei der Jimmie Durham einen Kühlschrank mit Steinen bewarf, für ihn „das Gegenteil einer Skulptur“. Michael Sailstorfer filmte mit einer Hochgeschwindigkeitskamera das Durchschießen einer Glühbirne und zeigt diese Explosion stark verlangsamt. (Bis zum 23. Januar.) crue

Broadways Feine

Zum Tod von Anne Francis

In Deutschland dürfte die amerikanische Schauspielerin Anne Francis zumindest Fans des Kultmusicals „Rocky Horror Picture Show“ ein Begriff sein. Im Titelsong „Double Feature“ nämlich wird sie neben Fantasyfilm-Stars wie Michael Rennie, Claude Rains oder Fay Wray besungen. Das verdankt Anne Francis ihrer Rolle in „Forbidden Planet“ (Alarm im Weltall), die sie 1956 für kurze Zeit weltweit berühmt machte. Ein Pyrrhus-Sieg, denn er überstrahlte ihre vorherigen Charakterrollen in „Bad Day at Black Rock“ (Stadt der Angst) an der Seite von Spencer Tracy und in „Blackboard Jungle“ (Saat der Gewalt) als Mitspielerin von Glenn Ford und Sidney Poitier. Profilierter hatte Anne Francis sich als Bühnendarstellerin. Schon mit elf Jahren war sie an der Seite von Gertrude Lawrence in „Lady in the Dark“ am Broadway erfolgreich. Nach „Forbidden Planet“ und einigen Filmflops kehrte sie denn auch ans Theater zurück, brillierte in berühmten Boulevardstücken wie „Cactus Flower“, „Steel magnolias“ und „Love Letters“. In Fernsehansichten geschätzt als präzise und wandlungsfähig, bestritt sie mehrere erfolgreiche Serien, darunter „Honey West“, die ihr einen Golden Globe eintrug. Am Sonntag ist Anne Francis achtzigjährig in Kalifornien gestorben. bat

Auf den Schneespuren von Tim und Struppi

Alexis Martinez und Gunther Brodhecker zeichnen einen klassischen Abenteuercomic: Heute startet „Das Tagebuch des Ricardo Castillo“

Pünktlich mit dem Jahr 2010 hat auch Kat Menschiks „Variables Kalendarium“ seinen Abschluss gefunden. Nach zwölf Monaten, in denen wir auf unserem Comicplatz an wichtige Ereignisse und Skurrilitäten erinnern haben, soll dort nun mit dem neuen Jahr wieder das klassische Erzählen zu seinem Recht kommen. Wir beginnen deshalb heute mit einem neuen Fortsetzungscomic, der uns in eine Zeit und ein Land führt, die beide noch nicht häufig Gegenstand von Bilder-geschichten geworden sind: „Das Tagebuch des Ricardo Castillo“ spielt zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den französischen Siedlungsgebieten von Québec.

Es ist eine Abenteuergeschichte, und in ihrem Mittelpunkt steht ein Mann, eben Ricardo Castillo, dessen Vergangenheit sich erst im Laufe der acht Wochen, die wir ihn durch Kanada begleiten, erschließen wird. Und weil das ein so klassischer Comicansatz ist, haben die beiden Autoren unserer neuen Serie, Alexis Martinez und Gunther Brodhecker, dafür einen Zeichenstil gewählt, der wie kein anderer das Abenteuergefühl in den Lesern weckt: die Ligne claire. Diese Bezeichnung hat der niederländische Comic-

zeichner und -theoretiker Joost Swarte in den siebziger Jahren eingeführt – sie bezeichnet den Stil, den Hergé (1907 bis 1983) in seiner Comicserie „Tim und Struppi“ nach dem Zweiten Weltkrieg zur Vollkommenheit gebracht hat. Damit hat Hergé Schule gemacht, nicht nur bei anderen Comiczeichnern von Edgar Pierre Jacobs über Jacques Martin bis zu Yves Chaland oder Joost Swarte selbst, sondern auch in Design und Grafik der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Ligne claire ist dadurch zeitlos geworden, obwohl sie einen entscheidenden Teil ihrer Wirkung der nostalgischen Wirkung verdankt, die ihr Strich auslöst.

Um diese Effizienz weiß Alexis Martinez, der Zeichner von „Castillo“, der als Werbegrafiker in Frankfurt am Main tätig ist. Es ist sein Comicdebüt, obwohl er gemeinsam mit seinem Szenaristen, dem als Kreativdirektor einer Stuttgarter Werbeagentur beschäftigten Gunther Brodhecker, bereits 2009 ein kleines Heft zur Ausstellung „Superman und Golem“ im Jüdischen Museum der Stadt Frankfurt erstellt hatte. Darin waren jeweils drei Seiten aus zwei Comicprojekten und weiterführende Exposés abgedruckt – eine veritable Bewerbung um die Fortführung bei-



Alexis Martinez (links) zeichnet, Gunther Brodhecker schreibt das Szenario. Fotos privat

der Vorhaben. Trotz der wenigen Seiten konnte man leicht erkennen, was für ein talentiertes Autorengespann der vierundvierzigjährige Brodhecker und der neununddreißigjährige Martinez abgeben. „Das geborgte Leben“ sollte von der



Rückkehr eines vor den Nationalsozialisten nach Amerika geflohenen Juden nach Frankfurt erzählen, die andere Geschichte, „Der zweite Abschied des Ricardo Castillo“, dagegen skizzierte das, was nun zu unserem Comic geworden ist.